

Roberto Simanowski

Hyperfiction pur: Interview mit Susanne Berkenheger

2000-09-28

<https://doi.org/10.25969/mediarep/17390>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Simanowski, Roberto: Hyperfiction pur: Interview mit Susanne Berkenheger. In: *Dichtung Digital. Journal für Kunst und Kultur digitaler Medien*. Nr. 13, Jg. 2 (2000-09-28), Nr. 6, S. 1–14. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/17390>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Hyperfiction pur: Interview mit Susanne Berkenheger

Von Roberto Simanowski

Nr. 13 – 28.09.2000

Abstract

Susanne Berkenheger steht mit ihren preisgekrönten Hyperfictions "Zeit für die Bombe" und "Hilfe!" für die deutsche Fraktion des Hypertextes, die auch im Zeitalter des multimedialen Internet ohne Bild- und Tönelemente auskommt und allein auf das Abenteuer einer etwas (genauer: ziemlich) anderen Begegnung mit dem Wort setzt. Roberto Simanowski sprach mit ihr über beide Werke sowie über das Bombenlegen per Klick, über die Beobachtung des Lesers durch den Text, über die Beschleunigung des Lesers, seine Verwandlung zum Mitspieler, die Gretchenfrage der digitalen Literatur sowie über den Zusammenhang von Avantgarde und Wurst.

Teil I - "Zeit für die Bombe"

dd: Susanne, mit deiner Hyperfiction "Zeit für die Bombe" wurdest du Sieger des Internet-Literaturwettbewerbs 1997. Was hat dich dazu gebracht, am Wettbewerb teilzunehmen?

SB: Das war recht simpel von mir als "Werbemaßnahme" für meine Homepage gedacht. "Zeit für die Bombe" sollte ein Leser-Lockvogel sein. Denn wie ich erfreut festgestellt hatte, bot der Zeit-Wettbewerb diese fantastische (zudem noch alphabetisch sortierte) Liste der Beiträge, in die jeder aufgenommen wurde, ganz egal was die "Zeit" von ihm hielt. Das fand ich erstens sympathisch und zweitens hatte ich als B. durch die alphabetische Sortierung ja quasi schon per Geburt eine recht gute Ausgangsposition, dass meinen Beitrag auch jemand lesen würde. Und die drei oder vier, denen er gefallen würde, die würden vielleicht auf meine homepage kommen. Mehr dachte ich mir dabei eigentlich nicht.

Mein Problem war ein bisschen die Mengenbeschränkung, denn völlig unwissend, dass es diesen Wettbewerb gab, hatte ich die "Zeit für die Bombe" frei drauf los geschrieben. Ehrlich gesagt, kannte ich Anfang 1997 keinen einzigen literarischen Hypertext, den Internet-Anschluss hatte ich erst seit wenigen Wochen und von

Wettbewerben für Internet-Literatur hatte ich noch nie was gehört. Ich hatte mich einfach noch nie damit beschäftigt. Deshalb hat es wahrscheinlich so großen Spaß gemacht, so was zu schreiben. Und das ist auch der Grund, warum ich weiterhin möglichst Dinge machen will, die es so noch nicht gibt.

Dann abonnierte ich die Mailingliste "Netzliteratur" und staunte nicht schlecht. Wahnsinn! Dieser riesige Diskussionsbedarf. Der wird mir wohl immer ein Rätsel bleiben. Aber ich erfuhr hier zum ersten Mal vom Pegasus-Wettbewerb und stellte fest, dass mein Hypertext rund 190 KB dick war, also fast das Doppelte des Zulässigen, und er war eigentlich erst zu drei Vierteln fertig, wenn ich ein Ende überhaupt einschätzen konnte. Ich musste also recht rabiat kürzen, eine ganze russische Familie samt Wohnung flog raus, ein Taxifahrer und etliche Straßenzüge. Schwierig war vor allem, nirgendwo etwa einen Handschuh einer rausgestrichenen Person zu vergessen, ganz abgesehen von subtileren Bezügen. Naja, wie das halt so ist. Das Netz aus Links geriet ebenfalls ziemlich außer Kontrolle.

Vielleicht hat der "Bombe" die Raffung (auf 99,X KB) gut getan. Das ist gut möglich. Ursprünglich wollte ich natürlich die Langversion noch fertig machen und auf die Homepage packen, aber ... irgendwie kam ich dann nicht mehr dazu ;)

dd: Was dachtest du, als man neben Berluchs "Core" dein Werk das beste nannte?

SB: Die Benachrichtigung an sich war ziemlich klasse, ein unglaublich surrealer Moment: Martin Viertel von der "Zeit" rief mich gleich nach der Jury-Sitzung an, und meldete sich mit den Worten: "Hier Vi(e)rtel von der Zeit". Und ich dachte, was ist nun los, "Ein Viertel von der Zeit??", was soll das denn sein? (im ersten Moment glaubte ich, Opfer einer Telefon-Kunstaktion zu sein) ... Als Martin Viertel mir dann sagte, ich hätte gewonnen, konnte ich das ehrlich gesagt kaum glauben, ich war komplett übertölpelt. Den zweiten Teil seiner Mitteilung, dass nämlich der Preis geteilt worden sei, den verstand ich dagegen sofort.

Denn, so wie ich die Ausschreibung gelesen hatte, hätte die Zeit doch sehr gern eine Multimedia-Arbeit prämiert. (Deswegen habe ich mir ja auch überhaupt keine Gewinnchancen ausgerechnet) Aus jedem Satz konnte man das rauslesen, fand ich. Das heißt, aus FAST jedem Satz, bis auf diesen speziellen Satz über die 100 KB-Beschränkung. Eine Multimedia-Arbeit von 100 KB haben zu wollen, das war schon eine recht wahnwitzige Herausforderung an die Macher. "Aha, offenbar haben sie keinen überzeugenden Multimedia-Beitrag gefunden.", dachte ich, als ich von der Preisteilung hörte, und dass Peters "core" und meine "Bombe" dann wohl die zwei kleinsten gemeinsamen Nenner waren.

dd: Zumindest sind beide Werke reine Wortwerke und halten sich an die Mahnung des Rundschreibens der Pegasus-Veranstalter von 97 an die Teilnehmer: "Das Internet ist - trotz seiner bunten, multimedialen Unterabteilung, des World Wide Web - im Kern immer noch ein sprachliches Universum: E-Mail, Newsgroups,

Mailinglisten und die Newsangebote des WWW - all das lebt von der Kraft (oder Schwäche) des Worts und kommt ohne Bilder und Töne aus." Es ist interessant, dass du für 97 schon die Erwartung des multimedialen Werks notierst.

SB: Jetzt, wo du das zitierst, finde ich diese Einschätzung in der Tat auch "interessant", oder besser gesagt etwas merkwürdig. Wieso habe ich das gedacht? Möglicherweise lag es daran, dass ich mich damals viel mehr von der Mailingliste Netzliteratur beeindruckt ließ als von den Rundschreiben der Zeit. Hmm. Andererseits. Ist das überhaupt eine Mahnung? Ist das nicht eher eine Rechtfertigung, wieso etwas Literaturwettbewerb heißt, zu dem einer Bilder einschicken kann, soll ... oder vielleicht lieber doch nicht soll? Diese Ausschreibungstexte sind eigentlich ziemlich interessant. Einerseits sagen sie: Schickt uns Bilder, schickt uns Sounds, alles ist möglich ... dann wiederum heißt es: Also mal unter uns gesagt, der "Kern der Sache" kommt natürlich ohne so einen Firlefanz aus. Klassische Double-bind-Situation für jemanden, der sich danach richten will.

dd: An den Ausschreibungstexten hakt es meistens, denn niemand weiß so recht, worauf man eigentlich aus ist. Ist Netzliteratur nun v.a. multilinear oder intermedial oder interaktiv oder alles zusammen? Und wie 'netzig' muss sie sein?! Was den Wettbewerb betrifft, der 1998 dann *Pegasus* hieß, sehe ich die richtige Ermunterung zu Text-Bild-Allianzen erst 98, als faktisch jegliche Umfangsbegrenzung der Beiträge aufgehoben wurde. 97 beschwor man in der Laudatio noch das "originäre Kunstwerk, das Wellen schlägt wie seinerzeit 'Die Leiden des jungen Werthers', 'Madame Bovary' oder eben 'Ulysses'" ...

SB: Ja genau Ulysses, aber diesen dann als "Gesamtkunstwerk", konsumierbar in einer "Erlebniszeit" von rund 15 Minuten. An die beiden Begriffe kann ich mich noch sehr gut erinnern. Das schien mir so in etwa die Erwartung zu sein. Ahm ja, das ist natürlich etwas schwer zu erfüllen ...

dd: ... ein Jahr später rief man zwar noch nicht nach einem Schönberg, Eisenstein oder Picasso (vielleicht weil du, als Laudatorin, dich dem Wort verpflichtet fühltest); aber mit der Prämierung zweier Text-Bild-Beiträge war der Wettbewerb nun doch offensichtlich in der Realität seines Gegenstandes angekommen.

SB: Vielleicht gibt es diesen Gegenstand gar nicht. Ich glaube, das spaltet sich im Medienverbund Internet zu sehr auf - in verschiedene Richtungen, in Dinge, die mehr als Konzept funktionieren, Fakes und Ähnliches, in Erzählerisches (mit welchen Mitteln auch immer), in Lyrik, in ... Performatives (das scheint im Moment hauptsächlich im Gespräch zu sein). Und das, diese unabsehbare Aufspaltung, ist natürlich das ganze Glück an der Sache. Solange Wettbewerbsbezeichnungen nach Einsendung der Beiträge gleich wieder aus den Nähten platzen, ist doch alles gut, oder nicht?

dd: Die meisten Veranstalter und Beiträger scheinen damit nicht so glücklich zu sein. Die Veranstalter bewegen sich da zumal in einem Teufelskreis. Je offener die Ausschreibung bleibt, um so rigider wird die Entscheidung der Jury empfunden. Optiert sie für den Hypertext, fühlen sich die betrogen, die auf 'richtige' Interaktivität setzten, also zwischen Mensch und Mensch statt, wie gewöhnlich bei Hypertext, zwischen Mensch und Programm. Die Jünger der bewegten Bilder unterstreichen wiederum, dass es die Intermedialität ist, auf die es v.a. ankommt. Man weiß nicht, von welcher Seite das Pferd aufzuzäumen ist. Man weiß nicht einmal mehr, ob es noch ein Pferd ist. Schade, dass es kein Pegasus 99 gab, vielleicht hätte man bereits auf ein neutraleres Symbol umgesattelt.

SB: Du denkst an ... was bestimmtes?

dd: Nun, die Maus wäre es wegen der Niederungen, in denen sie sich bewegt, wohl nicht. Andererseits, wenn man bedenkt, welch Angriff das Ganze auf die seriöse Dichtung bedeutet ... Wäre es ein Wettbewerb nur für Hypertexte, wäre ich, mit Blick auf dessen rhizomatische Struktur, für den Tausendfüßler.

Aber zurück zu deinem Werk. "Zeit für die Bombe" ist die "Geschichte einer Liebe und einer Bombe". Veronika kommt nach Moskau, eine Bombe für Vladimir im Koffer, der damit die russische Seele retten will. Da Vladimir wegen einer Blondinen in seinem Bett Veronika nicht vom Bahnhof abholen kann, stolpert diese in die Arme eines verschneiten Studenten, Iwan, der kurz darauf verwundert ihren Koffer in den Händen hält. Iwan wird ihn später öffnen, so dumm sein, die Bombe zu zünden, und 24 h danach, weil er auch so dumm ist, den Koffer weiter bei sich zu behalten, gemeinsam mit 32 Passanten von ihr zerrissen werden. Ist Iwan die russische Seele, die nicht zu retten war?

SB: Ja, spricht eigentlich nichts dagegen, das so zu sehen. Die russische Seele hat ein bisschen mit meiner Vorliebe für russische Erzähler zu tun (unschlagbar finde ich Nabokov, auch Belyi, Lermontow ... früher auch Dostojewski). Kurz gesagt: Die russische Seele bedeutet für mich eine starke Leseerfahrung, die dem Leser eine Welt bietet, in die er sich reinfallen lassen kann. So kann aber ein gewissermaßen "explodierter Text", ein Hypertext, niemals funktionieren, glaub ich.

Eine Ebene drüber hat der Bombenzünder Iwan viel mit Medienberichten aus Russland zu tun, damals gab es ja diesen Boom unglaublicher Geschichten, manchmal dachte ich, das gibt es doch nicht: Führen die jetzt ihre Literatur live auf? Diesen spektakulären, reißerischen Russland-Mythos fand ich geeignet für einen Hypertext, der im Internet funktionieren soll.

dd: Inwiefern?

SB: Ich sah Parallelen. Also, diese zwei unerwarteten Öffnungen durch a) den Mauerfall und b) das Internet schienen mir Räume zu schaffen, die vorübergehend ziemlich ähnlich funktionierten: Ich denke da an diese Goldgräberstimmung, die

Rechtslosigkeit, die Erfolgsgeschichten, die Niederungen, die Unwägbarkeiten etc. Aber zurück zum Text, wie du jetzt sagen würdest ...

dd: "Zeit für die Bombe" fasziniert durch den erfrischenden Stil und eine Menge interessanter Bilder und erhält auch durch den ironischen Umgang mit der HT-Technologie eine schöne Leichtigkeit. Wenn zB. die ersten Dateien des Textes, die Veronika vorstellen, sich automatisch alle 4 Sekunden erneuern, 'fühlt' der Leser regelrecht Veronikas Temperament und kommt im übrigen so gehetzt in der Geschichte an wie die Hauptfigur auf dem Moskauer Bahnhof. Ein anderes Beispiel ist, wenn dein auktorialer Erzähler sich direkt an die Leser wendet und ihnen rät, welchem Link sie folgen sollen: "Iwan blieb zurück - allein mit einem schneidenden Gefühlsumschwung und all denen, die jetzt hier weiterlesen. Nehmt Euch bloß in acht. Unberechenbar sind oft Menschen mit zertretenen Herzen. Mir wird's zu heiß hier, adios", wobei >adios< als Link erwartungsgemäß von Iwan fortführt. An anderer Stelle wird die Linkwahl sogar eine Frage des Taktes: "Wer hier weiterliest, ist kein braver Leser mehr. Der reißt ja der halbnackten Geschichte auch noch die Dessous vom Leib. Gemächlicheren Naturen rate ich: Rennt Veronika nach. Die anderen sollen halt um Himmels willen mitkommen, wir gehen zu Vladimir. VVV" - in diesem Falle sind >Veronika< und >VVV< als Link markiert.

Du spielst darauf an, dass Hypertext dem Leser die Entscheidung der Navigation überlässt, und im vorliegenden Falle kann man dabei 'brav' oder 'gemein' sein. An anderer Stelle zündet der Leser durch die Aktivierung des einzigen angebotenen Links die Bombe, die Iwan später zerreißen wird. Während es im Klappentext heißt "Vier mausklickschnelle Bombenleger irren durch die Zeit und ein gefrorenes Moskau", zeigt sich nun, dass der mausklickende Leser der Bombenleger ist. Macht Hypertext die Lektüre zu einer Frage der Moral? Schließt er den Leser als Täter in den Text ein?

SB: Ja, aber nur, weil Computer so üble Burschen sind. Man klickt ganz harm- und gedankenlos wo drauf, und schon macht sich zum Beispiel ein flinkes Cleanex-Programm, dessen Existenz man schon völlig vergessen hatte, daran, sämtliche Installationen der vergangenen vier Jahre wieder rückgängig zu machen. Irgendwann meldet es sich dann mit der Nachricht: Ein schwerwiegender Fehler sei aufgetreten und es müssten deshalb nun leider alle Daten gelöscht werden und streckt einem einen O.K.-Button entgegen. O.K? Das ist doch das Gegenteil von O.K., so was. Aber so einen Button gibt es ja nie, einen, auf dem dann steht: "Das ist ganz und gar nicht O.K." oder "Ich find das das Allerletzte", "Schweinerie" ... Ich frage mich immer, was für Menschen diese wahnwitzigen O.K.-Meldungen programmieren. Vielleicht wollte ich in der "Bombe" mal ausprobieren, wie man sich als so einer fühlt. Ergebnis: Gut! Sogar sehr gut! Nun ja, bei mir ist das natürlich völlig harmlos, ungefährlich ...

dd: Es hätte durchaus gefährlicher werden können. Es gibt ja noch andere Waffen im Text. Iwan spricht davon, als er sich über den Genuss der Leser an seinem Unglück beschwert: "Weg! Verschwindet! Zerfallt zu Staub! Selber bequem in der warmen Stube hocken und sich dann genüsslich lesend an meinem Unglück aufgeilen. Ich verachte Euch. Mitgefühl habt Ihr? Pah! Ihr könnt Euch gleich selber bemitleiden. Seht, was ich hier in meiner dreckigen Hand halte. Die erkundete im übrigen Veronikas Inneres, schon lange bevor Ihr überhaupt ein Wort von ihr gelesen habt. Was wollt Ihr also? Habt Ihr sie inzwischen erkannt, meine kleine Handgranate. Also wird's jetzt bald?"

Das zielt auf die Rezeptionssituation als solche, die Blumenberg einmal "Schiffbruch mit Zuschauer" nannte und die Lukrez vor 2000 Jahren mit den Worten beschrieb: "Süß ist's, anderer Not bei tobendem Kampfe der Winde / Auf hochwogigem Meer vom fernen Ufer zu schauen; / Nicht als könnte man sich am Unfall anderer ergötzen, / Sondern weil man sieht, von welcher Bedrängnis man frei ist". HT gibt durch seine Interaktivität dem Leser nicht nur die Möglichkeit, jene Bedrängnis durch einen Mausclick auszulösen, sondern auch dem Autor die Chance, die Zuschauer dann doch in die Bedrängnis einzubeziehen. Die Handgranate könnte sich zB. als Trojanisches Pferd oder einfaches Virus erweisen, das beim Zünden der Bombe in den Computer des Lesers geladen wird, um dort einiges Unheil anzurichten. Der o.k.-Button hätte damit seine alte Gemeinheit zurückerhalten, mit dem Unterschied, dass hier die Leser, wenn sie das Zünden der Bombe eben nicht o.k. finden, auch einen anderen Weg einschlagen können.

SB: Klasse! Darf ich mal ein kleines Szenario entwerfen? Ich verwirkliche also deinen Virus-Vorschlag. Tag eins: Sagen wir, zehn Leute lesen den Text und holen sich den Virus. Tag zwei: Warnmeldungen werden gepostet in sämtlichen Newsgroups, die das Thema mit einem halben Buchstaben tangieren, die Mailingliste Netzliteratur wird ihren Traffic auf 1000 Mails pro Tag erhöhen. Tag drei: Erste Gerüchte werden ausgestreut, dass es sich bei weitem um keinen harmlosen Virus handele, sondern um einen gemeingefährlichen Killervirus. Tag vier: Journalisten finden es toll, das Literatur so viel auslösen kann (in einem Computer), ich poste Gegendarstellungen. Tag fünf: Ich telefoniere mit meiner Rechtsanwältin ... und so weiter.

Das kann glaube ich ziemlich lustig werden. Nur: Würde noch ein Mensch meinen Text lesen? Würdest du? Vielleicht auf einem Uni-Computer, aber auf deinem eigenen auch?

Und selbst wenn, angenommen du würdest es wagen, würdest du noch im eigentlichen Sinne "lesen" oder nur den Text nach der Virenstelle "abscannen"? Als Metapher ist das natürlich interessant, aber wer will den Schiffbruch von Fiction und Faction wirklich erleben? Und was kommt raus dabei?

dd: Zum Beispiel jene Zeitungsmeldung über die neuerliche Wirkungsmacht der Literatur :) Dass du es ausschlägst, mit einem so billigen Trick berühmt zu werden,

eehrt dich natürlich. Und wahrscheinlich wäre der Literatur auch in der Hinsicht nicht gedient, dass man dann wirklich, und zwar wirklich auf dem Rechner der Uni, das Werk nicht mehr lesen, sondern nur nach der *Stelle* absuchen würde. Aber es gibt gewiss Mittelwege: Das Programm zwingt den Bombenleger, den Computer neu zu starten (das tut mein Computer mitunter selbst, wenn ich gerade hundert Friedenstauben in Photoshop gemalt habe) oder es schickt ihn an den Anfang der Geschichte zurück oder es greift zu Verbalinjurien. Das wären drei Fliegen mit einer Klappe: 1. der Leser muss fürs Bombenzünden büßen, 2. die Mailingsliste Netzliteratur erhöht den täglichen Postausstoß auf 500 und macht dich berühmt und reich, 3. du musst das Geld trotzdem nicht in deine Anwältin investieren. Aber ernsthaft: Wie weit könnte der Autor einer Hyperfiction mit der Publikumsbeschimpfung gehen?

SB: Ich fürchte, nicht sehr weit. Zumindest dann nicht, wenn Hyperfiction Fiction bleiben will, und nicht so sehr an der Grenzauslotung zum "Realen" interessiert ist, falls es so etwas wie "Reales" innerhalb des fiktiven Internetaums überhaupt gibt. Ist vielleicht ein fließender Übergang. Dennoch: Sobald es in einer Fiktion so etwas wie einen Virus gibt, fragt man sich doch die ganze Zeit, wo die Fiktion jetzt aufhört, ob der Virus wirklich was auf dem eigenen Computer kaputt macht und so weiter.

dd: Die Situation wäre in der Tat beunruhigend. Das Lesen bekäme eine Intensität wie in "Basic Instinct" der Sex des Polizisten mit der mutmaßlichen Mörderin. Und darauf lässt sich gewiss nicht jeder ein, selbst dann nicht, wenn der Text so attraktiv ist wie Sharon Stone.

SB: ... wenn der eigene Computer Muskeln und Pistolen hat wie Michael Douglas, dann vielleicht? ... Nein, also, versteh mich recht, ich finde das nicht uninteressant - Sex mit der Mörderin ... nebenbei gesagt, was für ein Anspruch, dass Literatur so intensiv sein soll! Das ist ja echt gut. Aber was ich meine: So ein (halb)fiktiver Virus ist doch wie ein Theatermesser, dessen Klinge nicht völlig im Griff verschwindet, sondern noch einen halben Zentimeter vielleicht raussteht, einem das Hemd zerfetzt und den Bauch aufritzt. Sicher, das fiktive Erlebnis wird dadurch recht "intensiv", vor allem in dem Moment, wo man vielleicht fürchtet, mein Gott, machen die jetzt ernst oder was, werde ich jetzt wirklich erstochen? - nur andererseits verschiebt sich auch die Aufmerksamkeit, von der rein fiktiven Situation, dieser ungeheuerlichen Vorstellung, dass da einfach einer herkommt und mir das Messer in den Bauch stößt, hin zum Nachdenken über Hemdenrechnungen, Pflaster und Schmerzensgeldforderungen.

dd: Eine Kollegin von dir, die amerikanische Hyperfiction-Autorin Deena Larsen, hat den Gedanken in einer Hypertext-Mailingliste einmal aufgeworfen, einen Text bewusst zwischen Fiction und Realität changieren zu lassen und aus der Geschichte auf der Suche nach einer vermissten Person zu der realen Website eines realen Unternehmens zu linken, das so unwissentlich eine möglicherweise negative

Rolle in einem Netzkrimi spielt. Ich fand die Aussicht vielversprechend, solcherart die Kommunikationsebenen zu mixen und den Link zu einem Produkthanbieter, der gewöhnlich als Werbeträger fungiert, einmal als Verdachtsmoment zu semantisieren. Mal sehen, ob sich das Erzählen im Netz tatsächlich in diese Richtung entwickelt.

SB: Das wäre dann ein Erzählen, das eine Art Internet-Ready-Mades integriert. Hm. Meinst du, dass sich da wirklich Ebenen vermischen? Und ... ist das spannend, wenn ich mitten im Krimi z.B. bei der "Schurken"-Telekom lande?

dd: Bleiben wir bei der Hyperfiction, die nicht mit fremden Websites spielt. Welche Möglichkeiten siehst du hier für das interaktive Erzählen?

SB: Als ich "Zeit für die Bombe" schrieb, war ich ziemlich stark auf die - wie soll ich sagen - "Leser"-Verwicklung in den Text fixiert. Man kann diese Publikumsbeschimpfungen auch als erste "theatrale Ansätze" ;) begreifen. Ein bisschen haben sie schon was von einem Kasperle-Theater, dieser Ruf auf jeder zweiten Seite: "Und? Seid Ihr alle daaa, ihr Schweineigel?"

Lange Zeit habe ich gedacht, das wäre das eigentliche Ding, dem Leser zu sagen, wie er liest. Nein, eigentlich wollte ich ihm vor allem sagen, dass ich beziehungsweise der Text so schlau sind zu wissen, wie und was er klickt. Gut, dieses Wissen ist natürlich äußerst bescheiden, denn ich weiß ja nicht, ob er auch liest oder nur blind drauf los klickt, was auch ein Affe könnte, aber immerhin, weiß ich, dass einer ein bestimmtes Link geklickt haben muss und ein anderes ignoriert hat, wenn er auf eine bestimmte Seite kommt. Das halte ich immer noch für das Entscheidende, dass man damit was anfängt. Nur was? Immer nur mit dem Leser über das Lesen von Hypertexten zu spekulieren, das erschöpft sich irgendwann.

Deshalb - so hab ich mir das ausgedacht - sollte der Leser nicht nur Leser sein, sondern selbst eine Figur innerhalb einer Geschichte übernehmen. Lesen und gleichzeitig mitspielen. Aus dieser wie ich immer noch glaube im Prinzip "guten Idee" entwickelten sich dann hauptsächlich eine Menge Probleme ... am Hypertext "Hilfe!" und seinen verschiedenen Stadien sind die bestens abzulesen.

dd: Zu "Hilfe" will ich gleich kommen, zunächst würde ich aber gern noch drei Kleinigkeiten an "Zeit für die Bombe" erfragen. Es gibt einige Nodes mit internen Default-Links, die innerhalb der Datei zum nächsten Textabschnitt führen. Diese Links fungieren also weder als Absprung zu einem externen Text, noch als interne Alternative. Andererseits unterbrechen sie den Textfluss. Welche Funktion haben diese Links für die Geschichte? Sollen sie gerade die Alternativlosigkeit anzeigen? Folgen sie der Logik einer bestimmten Bildschirmästhetik?

SB: Ein simpler Grund: Ich seh nicht gern scrollenden Text Und ein etwas pingeliger Grund: Der Browser mit dem Scrollbalken ist das Gerät, der "Film" läuft aber drinnen

innerhalb des Rahmens ab. Deshalb soll es dort auch weitergehen, und man soll dazu nicht am Gerät rumschalten müssen.

dd: Du arbeitest mit verschiedenen Textfarben und -größen und variiert gelegentlich selbst die Textausrichtung. Nach welchem Prinzip gehst du vor? Was ist der Gewinn für die Erzählung?

SB: Das ist so zu verstehen: Der Hypertext besteht aus x Zetteln und jeder Zettel liegt in einem andersfarbigen Raum in einem anderen Eck.

dd: Die letzte Frage dazu ist eigentlich keine Kleinigkeit, sondern zielt auf die prinzipiellen narratologischer Möglichkeiten der Hyperfiction. Veronika fragt sich am Ende der Geschichte, wie das alles nur zusammenhänge, und spricht damit gewiss manchem Leser aus dem Herzen. Sie, und mit ihr der Leser, begibt sich auf der Suche nach der Geschichte wieder an deren Anfang. Man kann noch einmal durch den Text navigieren - bis man schließlich an das gleiche Ende gelangt. Man kann sich nun zwar anders durch die Textbausteine bewegen, aber diese selbst sind die gleichen: Es gibt keine Alternative zu den schon einmal vorgefundenen Linkalternativen. Dies ist eine klare Aussage. Eine andere wäre die Veränderung des Geschehens gewesen. Die Leser hätten in eine zweite Textschleife geleitet werden können, die zunächst wie die erste ausgesehen, dann aber eine etwas modifizierte Geschichte angeboten hätte. Das Argument für diesen Trick wäre das Schlagwort Derridas gewesen: *Differance*. Denn dass Aufschiebung Veränderung ist, gilt sicher auch für das Erinnern. Auf diese Weise hätte die Geschichte eine weitere Ebene gewonnen und die Philosophie des Hypertextes ästhetisch ausgeschöpft.

SB: Erinnerung als *Differance*, hm. Hätte ich damit nicht vor allem eines gesagt: Schaut mal her, ich kenne Derrida! Und dann, funktioniert nicht Erinnerung im Internet anders, zum Beispiel so: Du rufst deine Lieblingsseite auf und da heißt es dann: "Wie schön, dass Sie wieder da sind, Roberto Simanowski! Wir, die versammelten Systemadministratoren und Webdesigner dieser bescheidenen Homepage freuen uns über jedes vernünftige Maß hinaus, dass Sie uns nun bereits zum 501. Mal besuchen." Und dann wird dir gezeigt, was du von deinen vorangegangenen 500 Besuchen schon bestens kennst und du klickst dich sofort weiter und weg. Das ist für mich Erinnerung im Netz: Zählen und Beschleunigen.

Also wenn ich mir was wünschen dürfte, dann wäre das ein Leser, der sich immer schneller durch den Text klickt und schließlich per Zentrifugalkraft aus dem Text geschleudert wird. Das stelle ich mir gut vor. Nun ja, Autorenwünsche müssen natürlich nicht unbedingt mit Leserwünschen zusammenfallen.

Für eine Hyperlesung von "Zeit für die Bombe" habe ich mal versucht, etwas ähnliches mit Hilfe von Cookies zu arrangieren. Klickte das Publikum eine Seite zum zweiten Mal an, wurde das erstens kommentiert "Was, Ihr schon wieder hier!", zweitens kurz referiert, was auf dieser Seite passiert und das jedesmal knapper, so

dass beschleunigt weitergeklickt werden musste, was natürlich bevorzugt in der Wiederholungsrunde passierte. Eigenartig war im ersten Moment, als ich das geschrieben hab, dass sich in diesen Cookie-Texten ja ein weiterer Erzähler zu Wort meldet, eine Art Administrator-Erzähler, der wie ein Begleiter der Leser auftritt, er erzählt, dass und was schon erzählt wurde ... Der Trick (ja, hier kommt jetzt mein Trick) dabei ist, dass sich das dann wie der rote Faden einer konventionellen Erzählung durchzuziehen scheint. Die Leser fühlen sich so weniger verloren, glaub ich.

Teil II - "Hilfe!"

dd: Eine solche Beobachtung des Lesers strebst du auch in deiner Hyperfiction "Hilfe" an, die 1999 in Ettlingen prämiert wurde. Es handelt sich wieder um ein reines, mit dem Kombinationseffekt der Hyperfiction arbeitendes Textwerk, dessen Figuren in kleinen Java-Fenstern auf dem Bildschirm erscheinen, was diesen zu einer Bühne macht und dem Ganzen in der Tat einen theatralen Effekt gibt. Die Person Jo wird aus einem Flugzeug geworfen (je nach benutztem Link über dem Gebirge oder über dem Meer) und trifft, unten angekommen, auf Ed, Pia, Lea, Max, die nun ihre verschiedenen Hoffnungen im Hinblick auf Jo hegen. Im Grunde geht es darum, mit wem Jo sich einlässt. Die Java-Fenster zeigen die gesprochenen Sätze der Personen an, der dazu erscheinende Text im Hauptfenster verrät ihre heimlichen Gedanken. Recht schnell gelangt man an Textstellen, die entweder Jo in das jeweils andere Geschlecht verwandeln oder ihn/sie an den Ausgangspunkt Flugzeug zurückführen, um den Fenstersturz und die Begegnung mit Ed, Pia, Lea und Max zu wiederholen. Auf diese Weise begegnet man allmählich schon gelesenen Passagen, die nun ein bisschen anders fortgeführt werden, wenn man nun einem anderen Link folgt. Habe ich den Text soweit richtig verstanden?

SB: Du beschreibst ihn bestens. Nur eins vielleicht noch: Die vier Figuren, Ed, Pia, Lea und Max schreiben vielleicht eher, als dass sie sprechen. Die laut "gesprochenen Sätze" funktionieren wie der Betreff ihrer heimlichen Mailbotschaften oder das im Chat oder MUD öffentlich getippte, das dem heimlichen "Gedanken-"Geflüster voraneilt. Ich hatte eine Zwittersprache im Sinn, zwischen mündlich und schriftlich.

dd: Was die schon angesprochene Beobachtung des Lesers betrifft, so schreibst du im Begleittext: "Als ich mit »Hilfe!« begann, stellte ich mir die Kontrolle und den dadurch möglichen Dialog mit dem Leser ziemlich umfassend vor: Vier fiktive Personen beobachten ihn, buhlen um seine Aufmerksamkeit, machen Jagd auf ihn. Sollte er etwa seine Maus unsicher über den Bildschirm bewegt haben, gezögert oder im Gegenteil so schnell weitergeschweift sein, dass er unmöglich den Text gelesen haben konnte? Die vier würden darauf reagieren, verschieden, je nach

Charakter. Der Leser sollte Konsequenzen spüren." Mit welchen Konsequenzen muss der Leser hier rechnen?

SB: Oh, mit gar keinen, überhaupt nicht, ich schwör's, davon bin ich völlig abgekommen, und wenn es welche gäbe, würde ich natürlich dasselbe sagen ;)

dd: Gut, versuchen wir es anders. Du sagtest vorhin, dass die Absicht, den Leser zugleich Mitspieler sein zu lassen, eine Menge Probleme hervorbrachte. Welcher Art sind diese?

SB: Das Grundproblem ist: Wie bringe ich die Leser dazu, Mitspieler zu werden und wollen die das überhaupt? Mein erster Versuch ging so: Da "Hilfe!" eine Art MUD oder Chat darstellen (nicht sein) soll, schrieb ich erst mal so, als wäre es einer. Und weil es dort üblich ist, dass einem permanent mitgeteilt wird, was man selbst gerade tut, z.b. "Du reißt dir jetzt alle Haare einzeln aus", dachte ich, genau das mach ich mit dem Mitspielerleser auch. Ich erzähle ihm, was mit ihm passiert und was er mit seinen Klicks tut, damit soll klar werden, dass ein Klick kein Seitenumblättern ist, sondern ein ganzer Satz innerhalb der Geschichte. Bei ersten Probeläufen stellte ich dann erstaunt fest, dass gar nicht wenige Menschen plötzlich darauf bestehen, dass sie sich die Haare gar nicht ausreißen, nicht nur jetzt nicht, sondern dass sie das auch nie und auf keinen Fall tun würden. Das Lustigste, was ich in dieser Richtung erlebt habe, war ein Freund von mir, der mich nach der "Hilfe!"-Lektüre vollkommen unschuldig fragte, wer eigentlich dieser "Du" in der Geschichte sei. Ich darauf: "Na du halt!" und er dann wieder "Wie, ich?". Völlig absurd. Und dann erzählte er, dass er während des Lesens immer irgendwie den Wunsch gehabt hätte, hinter sich zu schauen, ob da noch mal einer stehe, der dieser "Du" vielleicht sein könnte. Weil er, da war er sich sicher, er war dieser "Du" nicht, er wäre, wenn schon, ein ganz anderer "Du".

Ich schloss daraus, dass das Du und die Gegenwartsform der Erzählung manchen offenbar zu sehr auf den Leib rücken und sie dadurch keineswegs in die Geschichte hinein-, sondern auf direktem Weg hinauskatapultiert werden. Das war Problem A. Deshalb führte ich die Identifikationsfigur Jo ein und wechselte ins Imperfekt. Tatsächlich fällt es jetzt vielen leichter, der Geschichte zu folgen, aber dafür taucht Problem B häufiger auf. Die Leser vergessen oder kapieren nicht, dass sie Jo spielen, dass sie klicken müssen, damit was passiert und dass das, was daraufhin passiert, eine Reaktion auf ihren Klick ist.

Wie im Mitmachtheater ist das: Ein Zuschauer wird auf die Bühne gezerrt, die Schauspieler erklären ihm kurz seine Rolle, er spielt mit, solange er am Zug ist. Sobald er jedoch eine Weile nicht "dran" ist, vergisst er die Rolle wieder, ist wieder ganz Zuschauer, der zufällig und deplatziert auf der Bühne rumsteht, hofft, dass er unsichtbar sei, und wenn er dann wieder angesprochen wird, schaut er vermutlich erst mal hinter sich, ob da einer steht, der gemeint sein könnte. Er doch nicht!

Hyperfiction müsste dem Leser ermöglichen, dass er permanent und ohne Anstrengung zwischen Zuschauerraum (seiner Rolle als Leser) und Bühne (der Rolle des Mitspielers) hin- und herspringt, und es müsste natürlich Leser geben, die das mögen und auch können, weil sie Übung drin haben. Das hat aber im Moment kein Mensch, der Autor auch nicht.

dd: Auf diese Frage würde ich gern in vier, fünf Jahren zurückkommen. Jetzt aber zur Gretchenfrage der digitalen Literatur. "Hilfe!" arbeitet noch stärker als "Zeit für die Bombe" mit Effekten, die fortgeschrittene Kenntnisse im Programmieren erfordern: Wie hältst du es mit der Technik? Muss der moderne Dichter auch die Software perfekt beherrschen oder darf er sich, wegen der Konzentration aufs Wesentliche, mit jemandem zusammentun, der sich schon damit auskennt?

SB: Das Wesentliche der digitalen Literatur? Was ist das denn? Sprichst du vom Text? Oder von Text und Bild? Plus Navigation und Konzept? oder ... Das ist wie beim Film vielleicht. Was ist da das Wesentliche? Das Drehbuch, die Schauspieler, die Kamera, die Schnitttechnik? Hm. Entscheidend ist halt - das Ergebnis, find ich. Wie viele daran gearbeitet haben, ist mir als Zuschauer doch egal. Ich programmiere selbst, weil es mir Spaß macht. Es ist so beruhigend und so klar: Entweder es klappt oder nicht, bei einem Text, da weiß man doch nie, nie hilft einem da zum Beispiel eine Script-Fehlermeldung, so in der Art "Assoziationsfehler in Satz 13, Wort 4 bis 7: schlappe Schnittmenge; Satzrhythmusfehler Zeile 301: Zunge bricht beim Zeichen 45" oder Figurenfehler in Zeile 10: Wer ist der "Du"?

dd: Eine klare Haltung zu einem umstrittenen Phänomen. Weiter im Text: Beat Suter sieht in seinem Buch "Hyperfiction und interaktive Narration" in "Zeit für die Bombe" und "Die Aaleskorte der Ölig" die Vertreter einer neuen Avantgarde. Wie siehst du dich selbst? In welcher Tradition stünde eine solche Avantgarde? Welche Brüche sind ihr wichtig?

SB: Entschuldigung, aber mir ist das vollkommen "wurscht". Das ist erstens meine ehrliche Meinung und zweites eine kleine Referenz an Hannes Auers [T-Shirt-Fabrikverkauf](#), wo es unter anderem auch mein Lieblings-T-Shirt "Avantgarde ist wurscht" zu kaufen gibt. Am besten stellt man sich jetzt vor, dass ich es gerade an habe. Mit Avantgarde, überholten oder nicht überholten Postulaten der Moderne hat das, was ich mache, eigentlich überhaupt nichts zu tun. Es ist eine rein persönliche Vorliebe für noch unbesetzte und damit angenehm freie Experimentierfelder.

dd: Ob Avantgarde oder nicht, der Wunsch, die Regeln des linearen Erzählens aufzubrechen, hat zumindest einige Tradition und scheint mit dem Computer seine eigene Technologie gefunden zu haben. Welche Ausdrucksmöglichkeiten siehst du in der Hypertextstruktur?

SB: Oh Schreck, darüber denke ich eigentlich nie nach. Wie rechtfertige ich mich jetzt? Vielleicht so: Gäbe es das Internet nicht, würde ich wohl keine Hypertexte schreiben. Damit ist eigentlich alles gesagt. Fast alles, was ich für das Internet geschrieben habe, macht sich im Grunde Erfahrungen in und mit dem Netz zum Gegenstand. Nur deshalb verwende ich diese Struktur, ich verspreche mir nichts Spezifisches von ihr und sie hat sicher ihre Beschränkungen. Aber zunächst mal ist sie einfach da, und was sich innerhalb dieser Struktur erleben lässt, kann möglicherweise auch mit dieser Struktur am Besten ausgedrückt werden. Das ist mein Gedanke dabei - ziemlich simpel. Ich habe auch nie das Gefühl, irgendetwas aufzubrechen, z.B. die Regeln des linearen Erzählens, ganz im Gegenteil bin ich vielmehr damit beschäftigt, meine im Netz so leicht auseinanderfallenden Textseiten irgendwie zusammenzuhalten.

dd: Die Struktur ist das eine, die eingesetzten Sprachcodes das andere. Hypertext begann einmal als reines Textunternehmen, es ging allein um die multilineare Anordnung von Worteinheiten, und etwas anderes war in jenen Tagen vor der Bildfähigkeit der Computer und des Netzes auch gar nicht angesagt. Dass der Textpurismus nicht nur aus der Not eine Tugend macht, ist Robert Coovers Klage über die Multimedialisierung des Webs zu entnehmen. Coovers Essay Anfang 2000 hat den vielsprechenden Titel [Literary Hypertext: The Passing of the Golden Age](#); eine Zeile darin lautet: "hypertext is now used more to access hypermedia as enhancements for more or less linear narratives [...] the reader is commonly obliged now to enter the media-rich but ineluctable flow as directed by the author or authors: In a sense, it's back to the movies again, that most passive and imperious of forms." Dieser Ansicht steht eine andere gegenüber, nach der auch Hypertexte sich - um der Erzähl- und Genießbarkeit willen - an Regeln des linearen Erzählens halten müssen und dafür andere Elemente des digitalen Mediums stärker einsetzen sollten. Du experimentierst in deinen Hypertexten ja ausschließlich mit der Struktur und enthältst dich jeglicher Bild- oder Tondateien. Welche Zukunft hat die klassische, rein textbasierte Hyperfiction deiner Meinung nach?


SB: Zukunft? Kennst du den Buddha-Dreizeiler: Es wird weitergehen, anderes wird kommen, wir werden sehen, was kommt. Ich finde, da hat er recht, der Buddha. Die andere Sache ist: Schreibe ich denn wirklich klassische, rein textbasierte Hyperfiction? Dass es bei mir keine jpgs oder gifs gibt, heisst ja nicht, dass ich keine Bilder verwende. Ich stelle die Bilder eben über den HTML- und Javascript-Code her, über Frames, Fenster, Tabellen, Farben - du hast es ja selbst beschrieben, dass z.B. "Hilfe!" den Bildschirm zur Bühne macht. "Die Welt als Rechteck" könnte das Gestaltungsprinzip heißen. Ich finde das passend. Und wenn ich mal Ton verwenden will, dann werde ich mich ziemlich sicher erst mal nach computergenerierten Dingen umsehen. Wer dagegen Bild- und Tondateien auf seinen Webseiten verwendet, benutzt den Computer als Träger/Medium, mich interessiert er mehr als Generierer.

dd: Die Prämierung sowohl von "Zeit für die Bombe" wie "Hilfe!" hat dich in der Hypertext/Netzliteratur-Szene recht bekannt gemacht und zu verschiedenen offiziellen Einladungen geführt, was angesichts der mangelnden medialen Aufmerksamkeit für das literarische Netzgeschehen noch recht ungewöhnlich ist. Wie sieht dein Leben als 'Hypertext-Handlungsreisende' aus?

SB: Ein dunkles Kapitel. Mitten in der Nacht, an Feiertagen oder in sonst schwachen Momenten rufen irgendwelche Leute an und wollen, dass ich irgendwohin komme. Und die sind so unwahrscheinlich hartnäckig, weil sie glauben, ich sei eine riesige Attraktion für ihr Programm. Ich versuche ihnen klar zu machen, dass das keinesfalls so ist, aber das wollen sie natürlich nicht hören etc. etc, das sehen sie dann erst am Tag der Aktion.

Man muss ziemlich viel Werbung machen, damit eine solche Veranstaltung läuft, und dann muss der Ort stimmen, er muss mit den richtigen Dingen besetzt sein, das Equipment muss da sein, und so weiter ... Hannes Auer ist das zum Beispiel mal gelungen. Da war es wirklich ziemlich gut. Mit zwei Sprechern, drei Monitoren, Beamer und Funkmaus ... das funktionierte bestens, alle haben sich amüsiert. Der Journalist von der Stuttgarter Zeitung schrieb dann, dass "Hilfe!" auf Ideen verweise, die Raymond Queneau im Sinn hatte ... Das stimmt zwar nicht, aber an diesem Abend mag das vielleicht so ausgesehen haben, weil die Leute so wild drauf losklickten und auch ganz unglaubliche Zufallsbedeutungen entstanden ... Sowieso, stört mich ein solcher Eindruck ja nicht. Genau das, also wie die Leute klicken, das ist natürlich das Interessante für mich. Deswegen mache ich das. Und das ist so unterschiedlich, erstaunlich, immer wieder überraschend.

dd: Ich wünsche uns, dass dies so bleibt, und bedanke mich für die ausdauernden Antworten.

"Hilfe!" erscheint im Oktober 2000 als CD ROM im  update verlag, Zürich, edition cyberfiction, ISBN 3-908677-07-6, Preis: ca 30 Franken